

ARCH+ features

März 2011

R50



4

ifa und Jesko Fezer HEIDE & VON BECKERATH

Ein Baugruppenprojekt in Berlin zu planen ist vor dem Hintergrund der derzeit zugespitzten stadtpolitischen Diskussion zu diesem Thema nicht unproblematisch. Bedingt durch stark eingeschränkte Spielräume und in Ermangelung alternativer Konzepte, stilisieren Stadtplanung und Politik die Baugruppe zum Modellprojekt sozialer Stadtentwicklung. Zumindest rhetorisch und symbolisch wird hier investiert. Gleichzeitig wird die ungenutzte Gentrifizierung bestimmter Stadtteile sowie die sozial- und stadtpolitisch weit

1

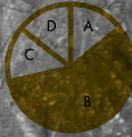
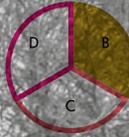
Gästezimmer / wdg.

Badezimmer



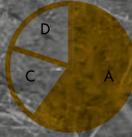
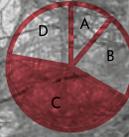
Kinderraum

Waschküche



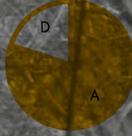
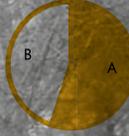
Arbeitsplätze

Kleintierhaltung



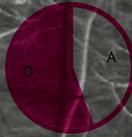
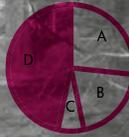
Fahrradabstellraum

Grillplatz



Gemeinschafts- / Sommerküche

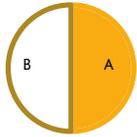
Gewächshaus



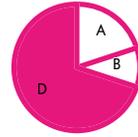
Bibliothek



Kiezkantine



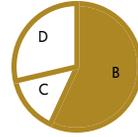
Sauna



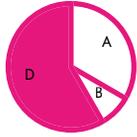
Food-Coop



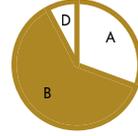
Yogaraum



überd. Freibereich



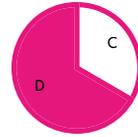
Werkstatt



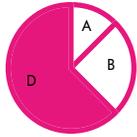
Gartenschuppen



Wohn- / TV Zimmer



Bar / Partyraum



Der Berliner Senat vergab im Sommer 2010 zum zweiten Mal wenige landeseigene Grundstücke zum Festpreis an Baugemeinschaften. In diesem Verfahren, in dem über das Konzept des Projektes in Bezug auf die stadtenwicklungspolitischen Ziele Berlins und dessen Realisierbarkeit entschieden wurde, erhielt eine Gruppe, bestehend aus Bauwilligen, den ArchitektInnen und der Projektentwicklung den Zuschlag für das Grundstück Ritterstraße 50 in Berlin-Kreuzberg. Bis Ende 2012 soll dort ein 7-geschossiges, freistehendes Wohnhaus mit 19 Wohnungen sowie gemeinschaftlichen Räumen und Flächen entstehen. [...]
> weiter auf Seite 6

Wohnreporte, Wohnbedürfnisse und Formate des Wohnens

Grundlagen für die konkrete Grundrissarbeit des Baugruppenprojekts R50 bildete die frühzeitige Auseinandersetzung der Mitglieder der Baugemeinschaft mit ihren Wohnvorstellungen. Mit Unterstützung der sogenannten Wohnreporte diskutierte die Baugemeinschaft die Dimensionen, Strukturen sowie räumliche Bezüge und Qualitäten ihrer Wohnansprüche. Neben der Klärung der individuellen Bedürfnisse stand die gemeinschaftliche Verständigung über Ausstattungs- und Bauteilstandards im Vordergrund.

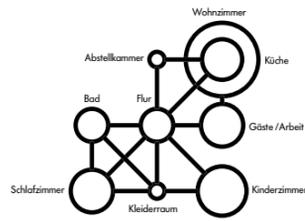
Zunächst wurden die derzeit bewohnten Räume der NutzerInnen aufgemessen. Bezogen auf diese Evaluation wurden alle dann gebeten, den zukünftigen Bedarf an Räumen aufzulisten. So konnte die angenommene Gesamtgröße der Wohnung überprüft und innerhalb des gegebenen Grundrissprinzips angepasst werden. Die Basis für solche individuellen Anpassungen bildeten Regelgrundrisse, die grundlegende Raumangebote und Nutzungen anhand fixer Kernzonen und schematischer Raumeinheiten darstellen.

Als nächstes erörterten die NutzerInnen die Raumanforderungen, Größen und Beziehungen der einzelnen Räume und Zonen untereinander. In einer Matrix wurden diese Verhältnisse schematisch notiert und mit Hilfe der

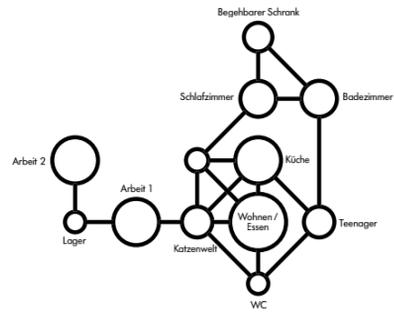
„Visuellen Methodik“, die der Grafiker Anthony Froshaug Ende der 1950er Jahre an der HfG Ulm entwickelte, eine Graphendarstellung generiert. Diese bildet eine mathematisch berechnete und optimierte Interpretation des räumlichen Bezugssystems ab – kreuzungsfrei und mit möglichst kurzen Verbindungen. Die Graphen wurden in der Folge durch die BewohnerInnen korrigiert und um Angaben zu den Qualitäten der einzelnen Räume und deren Relationen erweitert: Welche Ausrichtung, welche Stimmung, welche Lichtverhältnisse oder Akustik, welche technischen oder formalen Qualitäten soll jeder Raum aufweisen, welche vielleicht nicht? Wie ist die konkrete Art der Beziehung: ist sie akustisch, psychosozial oder visuell? Geht es um Zugang oder Nähe, wo sind Trennungen und Distanzen wichtig?

Mit Hilfe der aufbereiteten Ergebnisse konnten die Mitglieder der Baugemeinschaft ihre eigenen Annahmen überprüfen. Die gemeinsame Erarbeitung der Wohnreporte bietet ihnen die Möglichkeit, sich mit dem Wohnen auseinanderzusetzen und die konkreten Grundrisse vorzubereiten. Es geht dabei jedoch nicht allein um die Umsetzung individueller Wohnvorstellungen im Rahmen und im Zusammenspiel mit den grundsätzlichen entwerflichen, räumlichen und konstruktiven Setzungen des Projekts. Die diskursive Annäherung und bewusste Verzögerung definitiver planerischer Entscheidungen erlaubt auch die gemeinsame Entwicklung von Verallgemeinerungen – von Standards –, die dann in allen Wohnungen eingesetzt werden können.

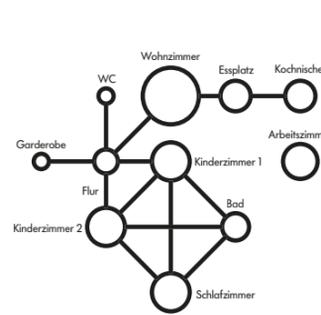
Maya & Clemens



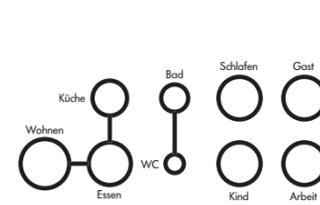
Judith & Florian



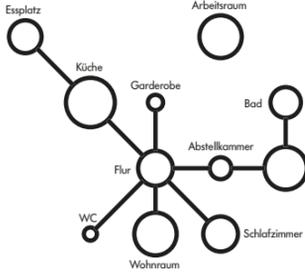
Stephanie & Jesko



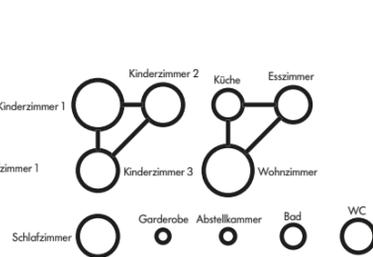
Steffi & Felix



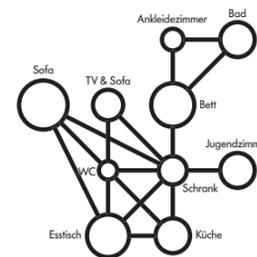
Bärbel & Christoph



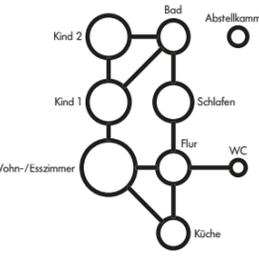
Anne & Thomas



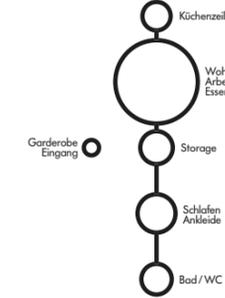
Natascha & Sven



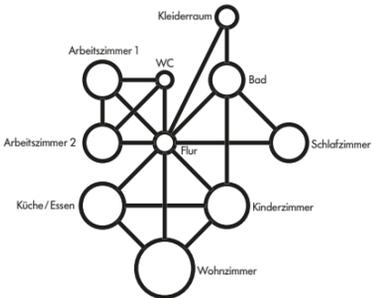
Suse & Christoph



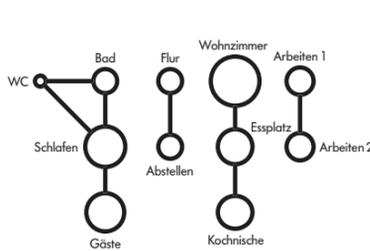
Imke & Tim



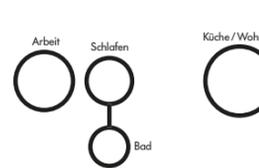
Katja & Klaus



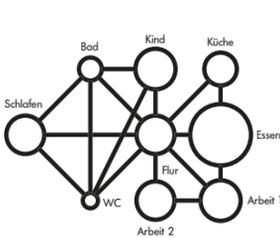
Ruth & Andreas



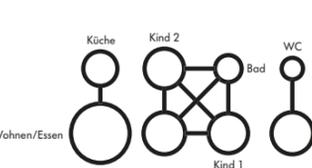
Heike & Anton



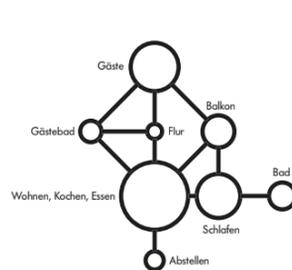
Nina & Timo



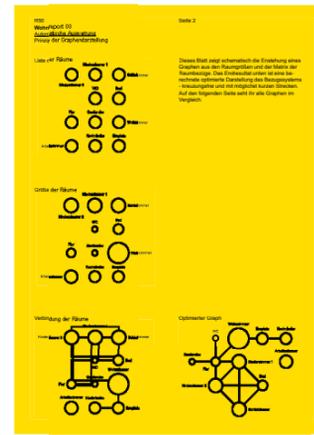
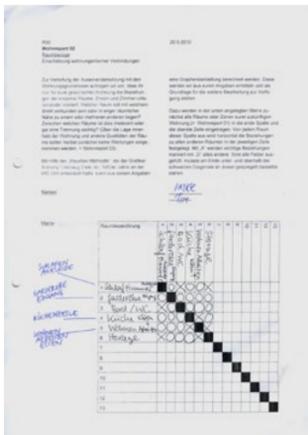
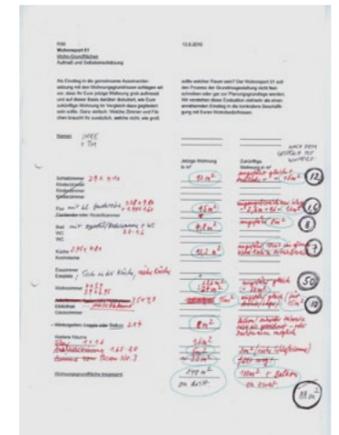
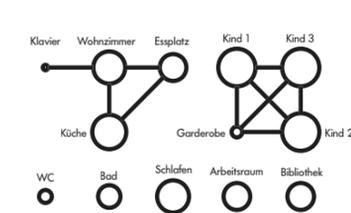
Silke & Gunnar



Peter & Frank



Sylvie & Frank



Bauliche Standards, mitbestimmtes Planen und Selbstbau

Neben verschiedenen Wohnungsgrößen ermöglicht die bauliche Grundstruktur des Projektes auch sehr unterschiedliche Wohnformen, die gemeinsam mit den NutzerInnen erarbeitet werden. Um die Planung dabei effizient zu gestalten, die Bauzeit möglichst kurz zu halten und niedrige Baukosten zu erzielen, wurde der Entwurf so angelegt, dass er eine prozessuale und differenzierte Gestaltung der Innenräume und der Außenfassaden erlaubt. Die Festlegung auf lediglich ein notwendiges Treppenhaus, die Lage und der Zuschnitt der drei unterschiedlich ausgerichteten Wohnungsgrundtypen schaffen die Voraussetzung für die räumlichen und nachbarschaftlichen Verhandlungen auf einer Etage. Weitere Vorgaben zur Planung der Wohnungen bilden ein einheitliches Konstruktionsraster und zwei festgelegte Installationschächte. Dieser bauliche und räumliche Aufbau verleiht dem Gebäude eine Robustheit, die unterschiedliche Grundrisse und Formen der räumlichen Aneignung ermöglicht sowie längerfristig die Umbaufähigkeit der Wohnungen erhält. Die Wohnungen werden lediglich mit festgelegten Sanitäreinheiten und Küchenbereichen ausgestattet. So ist eine informelle Möblierung zur Unterteilung des Wohnraums ebenso möglich wie eine Mischform aus gesetzten Bauteilen und Selbstausbau bis hin zur gänzlich ausgebauten Wohnung.

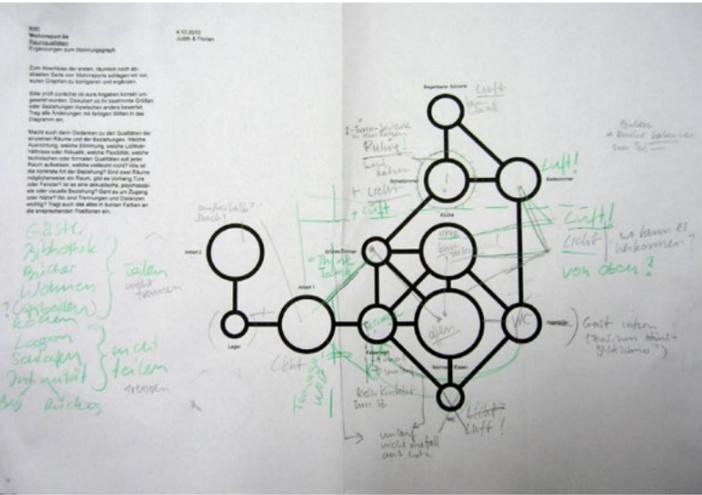
Ausgehend von den Wohnreporten und den ergänzend dazu von den BauherrInnen produzierten Modellen, Texten und Bildern wurden verschiedene Grundrissvarianten schematisch notiert. Diese Schemen dienen als Grundlage für die weitere Ausarbeitung der einzelnen Wohnungsgrundrisse und stellen eine erste Annäherung an die gesetzten Raumbedingungen dar. Gleichzeitig werden sie insgesamt ausgewertet, um beispielsweise

die günstigste Position der Installationschächte zu bestimmen oder die Elementierung der Fassade festzulegen. Da die Grundrisse stark divergieren und ein weites Spektrum möglicher Belegungsarten umfassen, muss evaluiert werden, welche Standards alle Varianten abdecken und wo Sonderlösungen erarbeitet werden müssen. So soll zum Beispiel die Leitungsführung einen offenen Grundriss genauso versorgen wie eine durch Wände unterteilte Wohnung. Erst in Abstimmung mit den Nutzern wird die Planung konkretisiert und verbindlich vorgeschlagen. Die Entwicklung der Standards ist ein dialogischer Lernprozess, der den entworfenen Spielraum nutzt, um zu spezifischen, optimierten Lösungen zu gelangen.

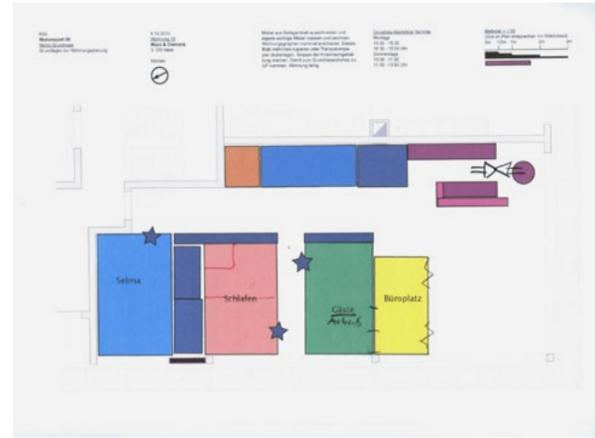
Die grundsätzlichen entwerflichen und konstruktiven Setzungen des Projekts – die Positionierung des Baukörpers auf dem Grundstück, der umlaufende Gang in jedem Geschoss, die Wohn- und Gemeinschaftsräume sowie die gemeinschaftlichen Erschließungsflächen und die wesentlichen Bauteile – sind so zueinander ins Verhältnis gesetzt, dass für sich genommen einfache und effiziente Lösungen im Zusammenspiel einen konkreten Mehrwert im Gebrauch erzeugen. Es entstehen Verhandlungsräume, deren räumliche Qualitäten und jeweils andere Zugänglichkeit unterschiedliche Interpretationen gleichzeitig zulassen und einfordern.

So ermöglicht der kompakte Baukörper eine maximale, aneignungsoffene Freifläche; auch der allseitige Umgang erweitert jedes Zimmer einer Wohnung direkt in den gemeinschaftlichen Außenraum. Die Positionierung der Küchen- und Badbereiche ermöglicht deren Erweiterung in Erschließungsflächen oder Wohnräume und belegt sie so mit einer ambivalenten Doppelnutzung. Diese Disposition des Hauses erlaubt und beansprucht die Beteiligung der Nutzer an der Planung; sie sichert zugleich über die Planungsphase hinaus die Performanz der Architektur im zukünftigen gemeinsamen Alltag.

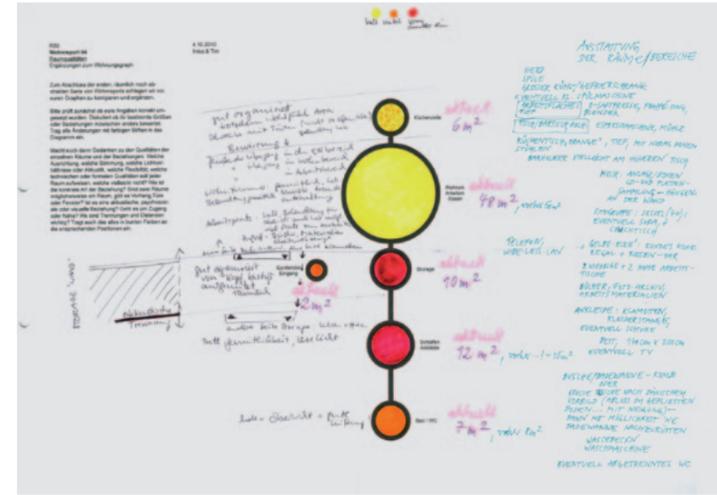
Überarbeiteter Wohnungsgraph, erste Grundrisskizze und schematische Variante von Judith und Florian



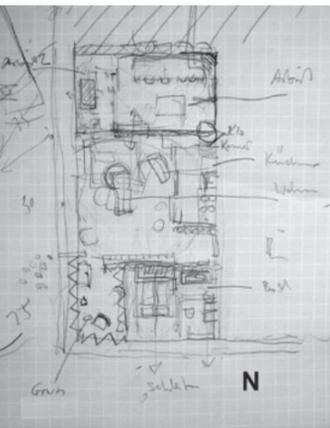
Wohnungs-Schemata und zeichnerisches Gesprächsprotokoll zur Wohnung von Maya, Clemens und Selma



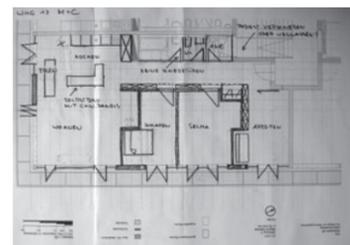
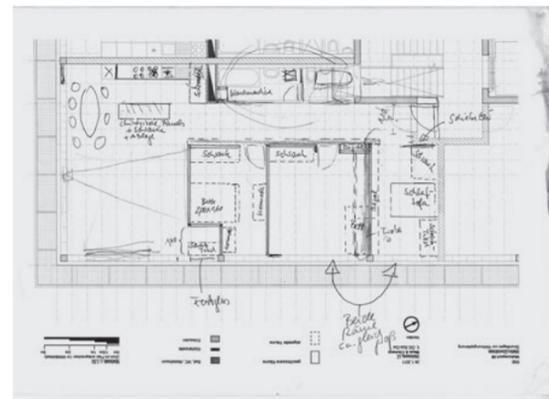
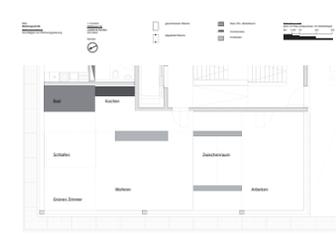
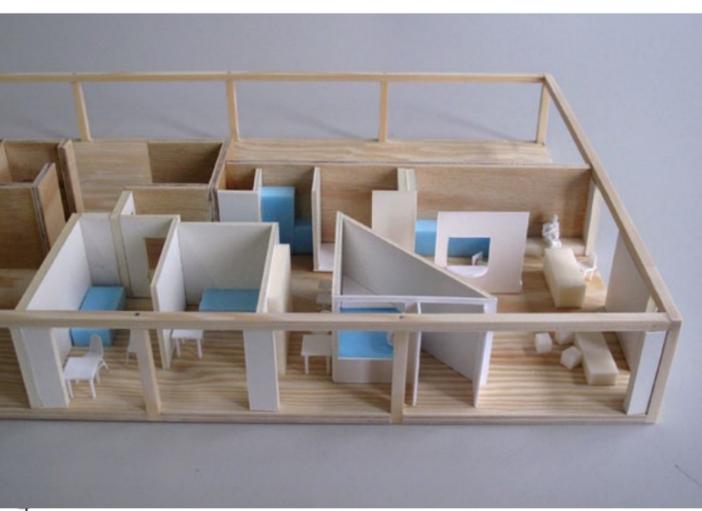
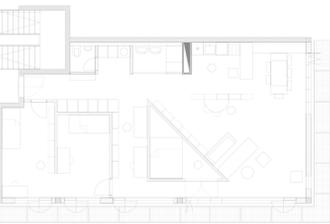
Graph, Modell, Schema und überarbeiteter Planungsstand Imke und Tim



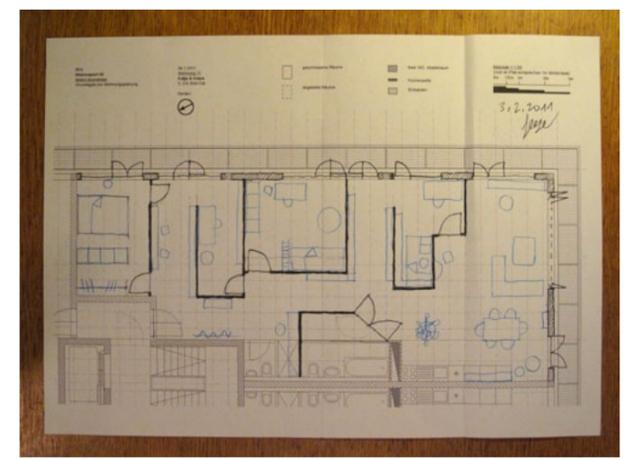
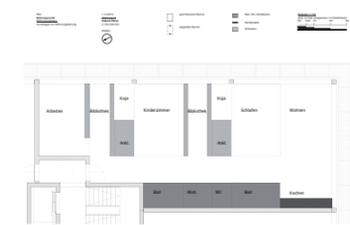
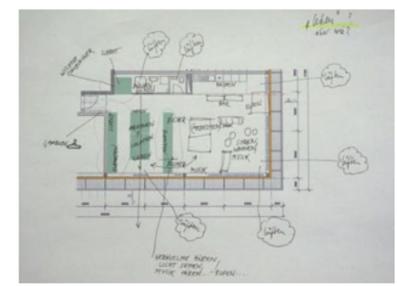
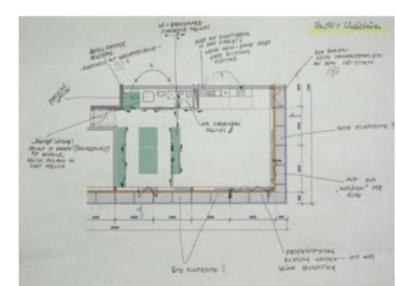
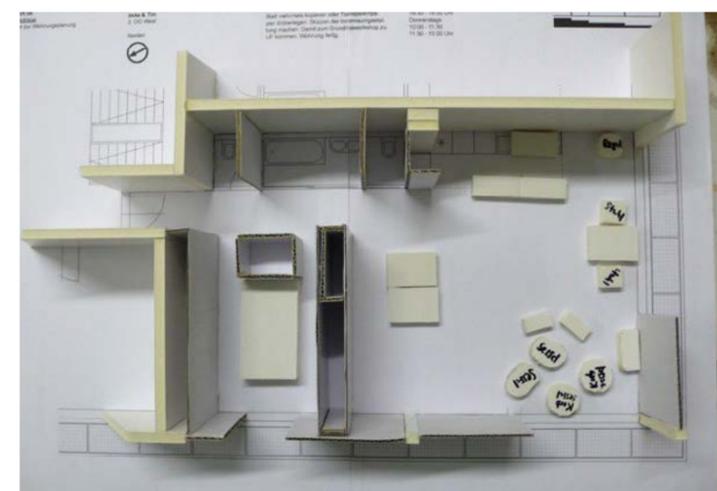
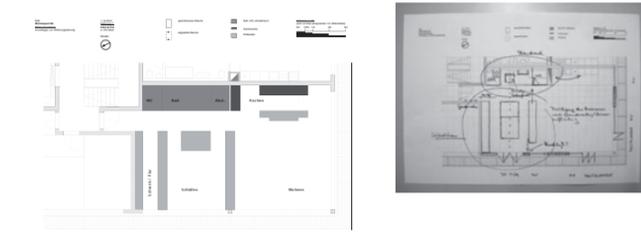
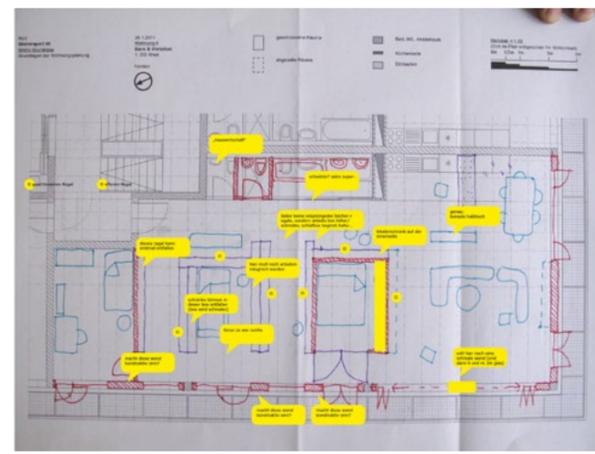
Skizzen, Modelle, schamtische Darstellung und masshaltige Skizze aus der Grundrissarbeit von Katja, Klaus und Edina

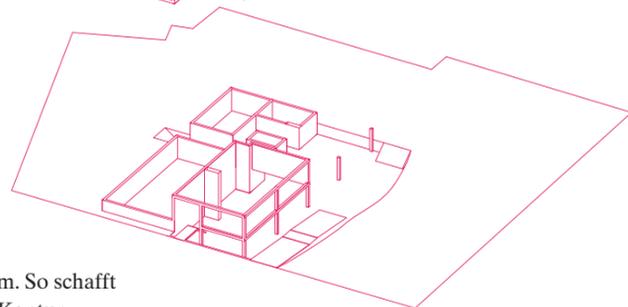
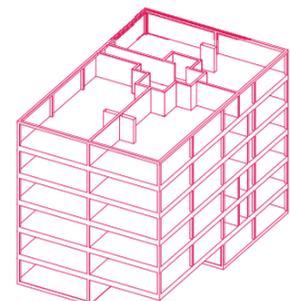
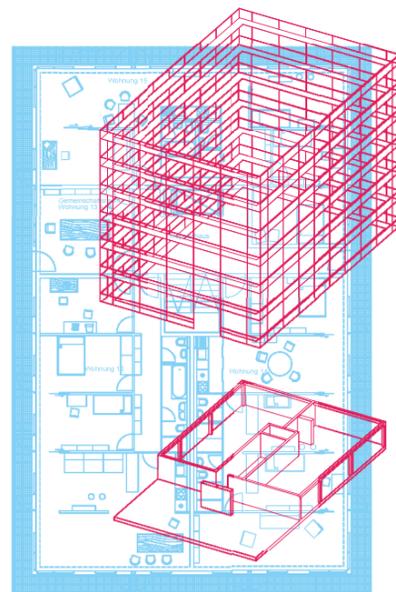
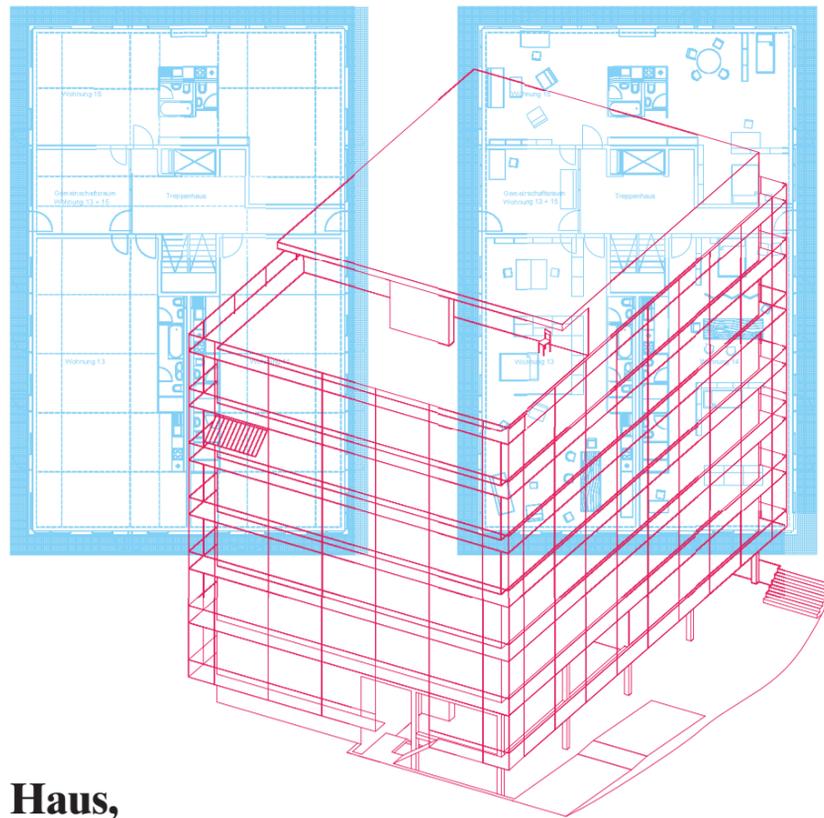


Notiz, Skizze, Modell und Plan zur Grundrissentwicklung bei Stephanie, Jesko, Martha und Phyllis



Grundrissvorstudie und Übertragung von Doro, Christian und Hannah





Haus, Freiflächen, Wohnen, Stadt und Standard

Fortsetzung von Seite 1
 Durch die baurechtliche Umwidmung einer über 2.000qm großen Verkehrsfläche in ein Grundstück zur Wohnnutzung entstand eine in ihrer innerstädtischen Lage außergewöhnliche Flächenressource. Sie eröffnet die Möglichkeit, nicht nur ein Haus für eine Baugemeinschaft zu projektieren, sondern gleichzeitig das Potenzial des bestehenden Freiraums zu erkunden und weiterzuentwickeln.

Um die größtmögliche Offenheit des Ortes und der Architektur zu gewährleisten und zugleich ein kostengünstiges Projekt zu realisieren, wurde über typologische Studien das Verhältnis zwischen Haus und Grundstück zunächst zugunsten des Freiraumes bestimmt. Die freie Stellung des Hauses auf dem Terrain versucht dabei nicht zwischen der offenen Bauweise der Nachkriegsmoderne und der Blockrandbebauung der Kritischen Rekonstruktion zu vermitteln, sondern gerade über

die rund ums Haus freigehaltenen Flächen ein neues räumliches Verhältnis zu den funktional wie sozial sehr unterschiedlichen Außenräumen der angrenzenden Nachbarschaften aufzubauen. Nicht die Objekte im Raum sollen nachträglich qualifiziert, sondern die mit den jeweiligen Typologien verknüpften Freiräume neu zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Als Teil des fließenden Raums der offenen Bauweise der 1960er Jahre und gleichzeitig als Garten wird die Freifläche von konkreten Nutzungszuweisungen entbunden. Gerade diese Ambivalenz erzeugt einen Grad an Unabhängigkeit, der erlaubt, die Beziehung des Hauses zum Freiraum wie auch die Verbindungen des Freiraums zur Stadt erst mit der Zeit zu entwickeln. Diese relative Autonomie der Architektur beinhaltet ein offenes Verhältnis zur städtebaulichen Definition der Umgebung sowie ein großes Maß an Elastizität für die weitere Interpretation und Entwicklung baulicher Standards.

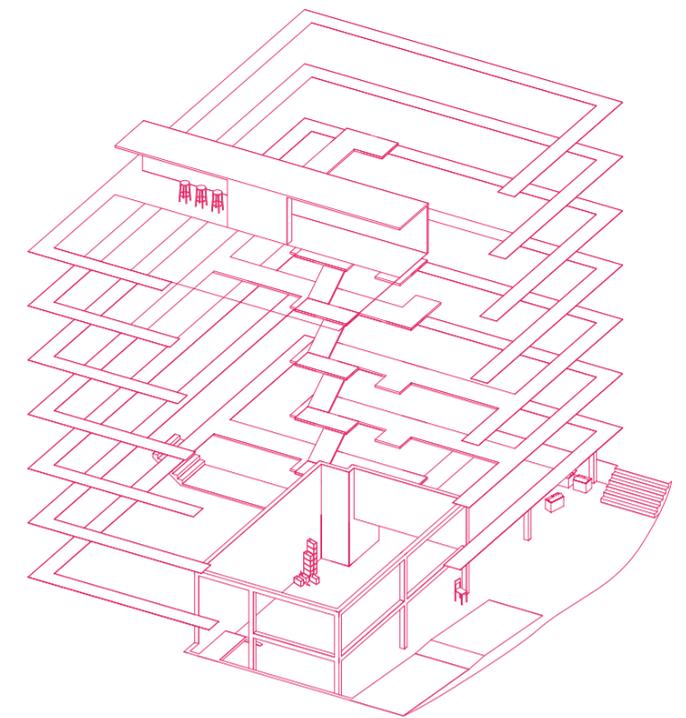
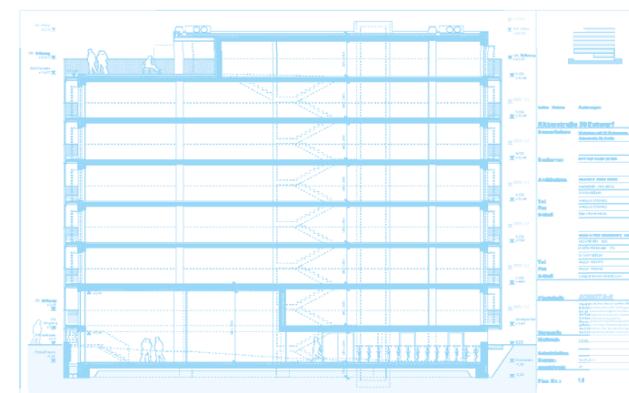
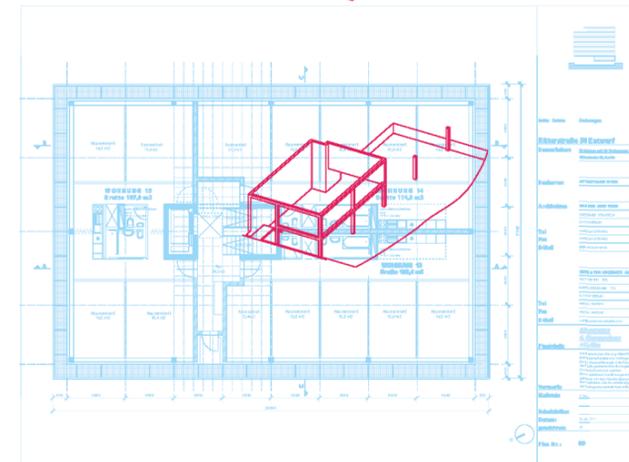
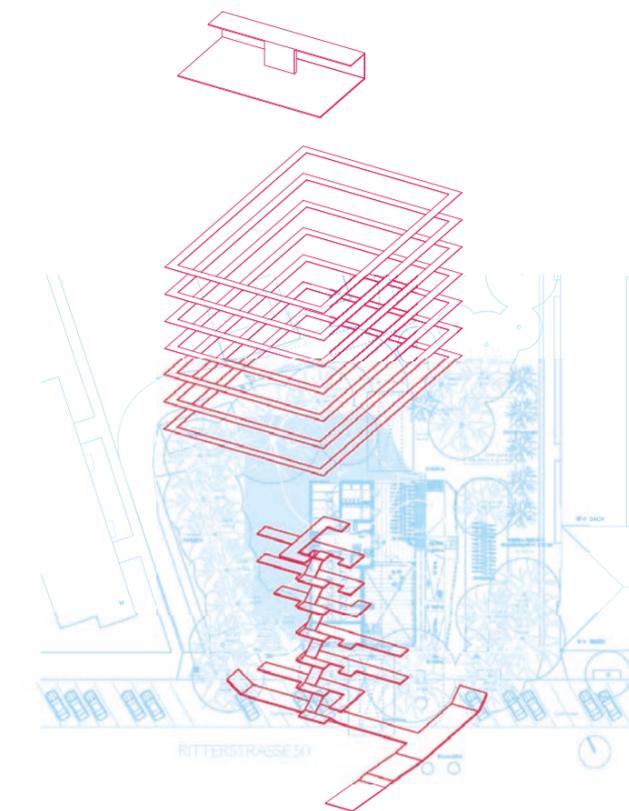
Auf allen sieben Wohnetagen wiederholt ein schmaler Gebäudengang in reduzierter Weise dieses offene Verhältnis zwischen

Innen- und Außenraum. So schafft das Haus trotz seiner Konturschärfe einen allseitigen Übergang zum Freiraum. Der als filigrane Stahlkonstruktion geplante Außenbereich bildet mit seinen regelmäßigen vertikalen Einteilungen einerseits eine zweite, das Haus verallgemeinernde Fassadenebene. Zum anderen schafft er im Zusammenwirken mit variierenden Wohnungsfassaden und Nutzungsvorstellungen ein tiefes Fassadenmuster, das räumlich-gestalterische Vielfalt integriert und unterschiedliche Formen der Aneignung ermöglicht.

In baulicher Hinsicht erlaubt der umlaufende Gang neben Festverglasungen auch eine die Möblierung und Nutzung nicht einschränkende Öffnung der Fenstertüren nach außen. Die BewohnerInnen können in enger Abstimmung zur innenräumlichen Organisation ihrer Wohnungen

sowie im Hinblick auf den gewünschten Außenbezug aus einer Reihe von Fenster- und Fassadenelementen auswählen. Damit ermöglicht die räumlich angelegte Fassade, ohne unmittelbar soziale Abläufe und Verhältnisse abzubilden, auch die Gestaltung eines Gemeinsamen.

Die Wohnebenen besitzen bis auf die Festlegung von Erschließungs- und Sanitärkernen keine weiteren tragenden Elemente. Daher wird die räumliche Ausdifferenzierung der Wohnungen lediglich durch deren Größe und Lage bestimmt. Die bis zu acht Meter tiefen Geschosse werden zunächst nur schematisch aufgeteilt. Es werden nur Größenverhältnisse der Räume dargestellt und bewusst keine programmatischen Abhängigkeiten festgelegt.



Diese Vorgehensweise erlaubt es, den BewohnerInnen, trotz enger ökonomischer Vorgaben das Wohnen nicht nur anhand funktionaler Zuweisungen zu organisieren, sondern auch subjektive Raum-Beziehungen zuzulassen und zu erproben. Die möglichen Optionen der Raumbildung eröffnen sich aus der Relation zwischen Umlauf, Fassadendisposition, Kernbereichen und Wohnungszugängen. Innerhalb dieser Relation lassen sich gegliederte Zimmereinteilungen ebenso wie offene Raumkonstellationen realisieren. Ein verbindlicher Katalog möglicher Aufteilungen und Stellungen der Bad- und Küchenkerne für unterschiedliche Grundrisslösungen garantiert schließlich Planungssicherheit und weitgehende Flexibilität hinsichtlich individueller Anforderungen und Gestaltungsansprüche.

Der Innenausbaustandard der Wohnungen definiert sich vor allem über die roh belassenen Oberflächen. Unbehandelte Wände, Böden und Decken reduzieren den Aufwand und lassen noch individuelle Anpassungen zu.

Diese ökonomisch wie gestalterisch bedingten Setzungen ermöglichen einerseits weitgehenden Eigenausbau sowie die Anpassungs- und Umbaufähigkeit der Wohnungen und bieten andererseits Orientierung für diesen Prozess. Der kontinuierliche Dialog zwischen PlanerInnen und NutzerInnen sichert eine zunehmend genauere und verbindlichere Qualifizierung räumlicher Standards für die Realisierung kostengünstiger, energieeffizienter Wohnungen, die unterschiedliche Raumqualitäten bieten.

Projektbeteiligte
Architektur ifau und Jesko Fezer HEIDE & VON BECKERATH
Projektsteuerung Winfried Härtel. Büro für Projektentwicklung
Tragwerksplanung StudioC, Nicole S. Zahner
Haustechnik Norbert Lüttgens
Bauphysik Andreas Wilke, Ingenieurbüro für Bauphysik und Baukonstruktion GmbH
Brandschutz TPG Technische Prüfgesellschaft Lehmann mbH

Baugruppe, Stadtpolitik, Gemeinschaft, Ökonomie, Methoden, Beteiligung und Standards beim Projekt R50
ifau und Jesko Fezer

Stadtpolitisches Baugruppenproblem
> Fortsetzung von Seite 1

Verdrängung der angestammten Bewohnerschaft, soziale Segregation über steigende Mieten sowie kulturelle und soziale Veränderungen der Nachbarschaften sind auch in Berlin die zunehmend sichtbaren Merkmale dieser Entwicklung. Die in ihren wirtschaftlichen Folgen auf die Mieter abwälzbaren ökologischen Umbauprogramme des Bundes und die für Arbeitslosen-geld II-EmpfängerInnen eingeführten Beschränkungen in der Wohnungswahl verstärken diese Tendenzen.

Mit Baugruppen ist diesen Entwicklungen natürlich nicht zu begegnen. In dieser zugespitzten wohnungspolitischen Situation scheinen sie mit ihrer Eigenart der Eigentumsbildung eher der Dynamik der Segregation und Aufwertung als dem sozialen Ausgleich zuzuarbeiten. Aber ebenso wenig wie diese städtische Problemstellung mittels Baugemeinschaften gelöst werden könnte, so kann sie an den – im städtischen Maßstab betrachtet – wenigen Projekten direkt festgemacht werden. Umwidmung, Sanierung, Privatisierung oder Neubauten im Rahmen der klassischen Immobilienwirtschaft finden in ungleich größerem Ausmaß statt und haben deutlich gravierendere Effekte auf das soziale Gefüge der Stadt. Baugruppen stellen in der Debatte wohl eher ein Symptom dar, zu dem ein Stellvertreterdiskurs geführt wird. Sie sind ein Phänomen, das die versteckten Konflikte, Dynamiken und Transformationen des städtischen Wohnungsmarktes spiegelt, sichtbar macht und auch Widerstände provoziert.

Baugruppen werden so als Wohnmodelle, die städtisches Wohneigentum ermöglichen, beispielsweise durch den Berliner Senat über die Grundstücksvergabe gefördert und aktiv in der Stadt verankert, um eine über Klein-Eigentum geprägte Teilhabe zu erreichen – auch R50 profitiert von dieser Förderung. Es besteht aber eine Diskrepanz zwischen den realen vielfältigen Motiven der eigentlichen Akteure und deren Interpretation durch die Stadtplanung und -politik. Geht es doch oft weniger um Eigentumsbildung an sich, sondern vielmehr um eine Standort-sicherung bereits etablierter städtischer Akteure vor dem Hintergrund eines steigenden Verdrängungsdrucks durch hinzuziehende bürgerliche Schichten. In dieser Hinsicht gibt es eine doppelte Beziehung zwischen der Standortfrage und den Dynamiken der Verdrängung: Baugruppen, die einerseits als Eroberer städtischen Territoriums wahrgenommen und kritisiert werden können, sind andererseits auch von dem Anspruch getrieben, ihre Teilhabe in Aufwertungsdruck ausgesetzten Vierteln zu verteidigen.

Das Projekt R50 ging mit dem konzeptionellen Ziel, die ökonomische Einstiegsschwelle für zukünftige NutzerInnen möglichst zu mindern, zunächst von einem genossenschaftlichen Ansatz aus. Eine der ersten getroffenen Gruppenentscheidungen war jedoch die Umwandlung in eine eigentumsbildende Baugruppe. Bei einem Ein-Haus-Projekt erwies sich aus finanzieller Perspektive die Genossenschaftsform als wenig belastbar – der finanzielle Rahmen und damit die zur Teilhabe aufzuwendenden Mittel waren in etwa dieselben. Aufgrund steuerlich und strukturell nachteiliger Effekte des Genossenschaftsmodells im Kontext fehlender öffentlicher Förderung wäre hier die Genossenschaft eine stiftende Privatangelegenheit geblieben. Sie brächte lediglich den Vorteil einer über die Genossenschaft abwickelbaren Kreditvergabe und einer bewussten Schwerpunktsetzung durch die Gründung einer sozialen Trägerschaft, die

Möglichkeiten eines Phänomens

Die Baugruppen sind tief in stadtpolitische Zusammenhänge verstrickt. Sie einfach als eine spezifische Form von Wohnungsbau zu betrachten, könnte hingegen ermöglichen, einige prinzipielle soziale Potentiale dieser ambivalenten Bauform (wieder) herauszuarbeiten. Ausgehend von dem sich im Planungsstadium befindenden Baugruppenprojekt R50 sollen Probleme und Möglichkeiten dieser Form des Wohnungsbaus praxisnah diskutiert werden.

Das in diesem ARCH+ Feature präsentierte Projekt mit seinen ökonomischen, gestalterischen, technischen und sozialen Teil-Prozessen kann dazu dienen, die aufgeworfenen stadtpolitischen Fragen sowie die darauf bezogenen entwerferischen Perspektiven zu diskutieren. Als situative Momentaufnahme erörtert es, wie auf die aktuell gegebenen Bedingungen reagiert wird. Im Folgenden soll insbesondere die Frage gestellt werden, ob es jenseits des bürgerlich-teilöffentlichen Eigentumsmodells Möglichkeiten der Entwicklung alternativer Formen gemeinschaftlichen Bauens gibt und welche Relevanz mögliche Standards für eine soziale Teilhabe haben können.

Ökonomie des Wohnens

Zunächst bildet natürlich die Ökonomie eines Hauses eine wesentliche soziale Dimension. Wie vor dem Hintergrund von Spekulation und Mietsteigerungen überhaupt längerfristig bezahlbarer Wohnraum bereitgestellt werden kann, ist eine dringliche Frage. Unsichere oder nicht-existente Alterssicherung und das Anziehen der Miet- und Betriebskosten im Mietermarkt bringen StadtbewohnerInnen ohne stabiles Einkommen in eine prekäre Situation. Hier besteht durchaus eine politisch gewollte Situation, die zum Eigentum drängt.

sich jedoch fast nur noch symbolisch legitimiert. Vor diesem Hintergrund wurde die Genossenschaft mit ihren gewollten längerfristigen Bindungen auch in Bezug auf die eigene Wohnung problematisiert, widerspricht sie doch der höheren Flexibilität wie sie heutige Arbeits- und Lebensverhältnissen abfordern, die beispielsweise einen berufsbedingten Umzug erzwingen, der finanziert werden muss.

Die Sicherung billigen (Miet-)Wohnraums ist weder durch geförderten sozialen Wohnungsbau noch durch integrierte genossenschaftliche Konzepte in der Stadtpolitik verankert. Ehemals geförderte Wohnbauprojekte werden im Ganzen oder als Eigentumswohnungen gewinnbringend verkauft und die großen Genossenschaften pflegen mangels Alternativen ihren Besitzstand. Vor diesem Hintergrund erst eröffnet sich das politisch gewollte primäre Potential der Baugruppen, die als BauherrInnengemeinschaft per se in der Lage sind geringere Kosten als im spekulativen Wohnungsbau zu erzielen. Der dem Eigentumsmodell tendenziell eher entgegenlaufende Ansatz des Projektes R50, mit (niedrigen) Standards zu arbeiten, stellt einen darüber hinausgehenden konkreten Ansatz zum kostengünstigen Bauen dar.

Gemeinsam Wohnen

Zusammen wohnen, leben und arbeiten – als Gruppe aber auch im Bezug zum sozialen Umfeld – ist eine weitere Möglichkeitsperspektive von Baugemeinschaften. R50 verlagert den Baugruppenfokus vom Ideal individueller Selbstverwirklichung hin zur städtischen Verallgemeinerung und offener Vernetzung. Statt maximaler Individualisierung der eigenen vier Wände sollen das Gemeinsame oder Kollektive des Hauses in den Vordergrund treten. Insbesondere die Erweiterung oder Überschreitung der Alltagsgrenzen des Kleinfamilien- oder auch des Single- und Pärchendaseins bilden die Basis des Anspruchs, etwas Gemeinschaftliches zu formulieren. Dies betrifft die

ökonomische Dimension des Projektes unmittelbar. Die kollektive Erstellung und Nutzung von Räumen und Orten erfordert einerseits gemeinschaftliche Mittel, ermöglicht aber andererseits die Minimierung privater Vorhaltungen an Räumen, Bauteilen, Möbeln und Geräten.

Die kollektive Dimension des Projekts drückt sich dabei nicht nur im Wunsch aus, das Haus zu teilen. Entscheidungen, beispielsweise zur Zugänglichkeit des Außenraums oder zur Lage eines Gemeinschaftsraums in direkter Verknüpfung mit der Straße betonen ein urbanes Verständnis von Nachbarschaft. Vor diesem Hintergrund sich an gegebenen Standards zu orientieren und einfache Standards zu formulieren, ist nicht nur ökonomisch sondern stützt auch ein soziales Prinzip.

Standardbildung

Der Ansatz der Standardbildung ist für beide Punkte entscheidend. Zur Reduktion der Baukosten und des Planungsaufwands sowie zur Evaluierung der Möglichkeiten von Gemeinschaft bedarf es robuster Grundlagen, die konkrete Freiräume eröffnen. Ansatz von R50 ist, in kritischem Bezug zum ehemaligen sozialen Wohnungsbau über die Frage der Standards, deren Entwicklung und Reduzierung sowie deren Möglichkeiten neu nachzudenken.

Eine einfache, normierte Bauweise ermöglicht neben der Kostenreduktion durch Vorfabrikation, Nutzung gängiger Marktstandards und Regeldetails eine nachhaltige Flexibilität, die eine hohe Umbaufähigkeit gewährleistet. Zudem erzeugt sie eine Form von Gleichheit und Kohärenz bezogen auf das gesamte Projekt. R50 versteht sich in erster Linie als ein einfaches Haus in der Stadt. Es setzt der auf dem Immobilienmarkt betriebenen Stapelung von Eigenheimansprüchen bewusst eine auch gestalterisch ablesbare, städtische Einstellung entgegen.

stimmung dieser Teilaspekte mit dem Ziel der Konsensbildung sind Verfahren der Auseinandersetzung nötig. Hierfür wurden unterschiedliche Methoden der Kommunikation und Versachlichung, der Kooperation und Zielfindung entwickelt und eingesetzt.

Der von R50 aufgeworfene Widerspruch zwischen selbstverwirklichender Eigentumsbildung (genau so wie ich will!) und dem durchaus stigmatisierten Begriff des Standards (genau so wird's gemacht!) hilft zu erkennen, wie sich neue Standards definieren lassen. Grundsätzlich ermöglichen die klaren Setzungen des Projekts eine informelle, freie Ausgestaltung der Grundrisse sowie die Anpassung über die Zeit oder den Selbstausbau der Wohnungen und auch der Gemeinschaftsräume. Dabei wird allerdings jeder Standard, von den Kernzonen bis zur Fassade gemeinsam mit den zukünftigen Bewohnern evaluiert. Der verfolgte Entwurfsansatz vermeidet bewusst vorwegnehmende Entscheidungen zu Gunsten eines Lernprozesses. So werden besonders die Grundrisse in mehreren Schritten entwickelt, so dass (für alle gültige) Standards ein Ergebnis gemeinsamer Entwicklungen darstellen.

Ökonomie ist hier also nicht ausschließlich das Resultat eines vorausschauenden Expertenwissens, das als Prämisse zum Wohle aller angewandt wird – sie entsteht vielmehr im dialogischen Prozess der Spezifikation durch die BewohnerInnen selbst. Die Kopplung allgemeiner und generalisierbarer Standards mit einer subjektiven und individuellen oder dialogischen Entwicklungsform gewährleistet nicht nur die (ökonomische und soziale) Leistungsfähigkeit des Projekts, sondern spiegelt deutlich die Bedürfnisse im gegenwärtigen Wohnungsbau wieder. Hier zeigt sich konkret die ambivalente Situation von Baugemeinschaften, die auf ihre eigenen Annahmen, Vorstellungen und Wertungen zurückgeworfen sind, um zur Stadt etwas Allgemeines beizutragen.

Grundlegend wird das Projekt durch eine Kombination für sich genommen simpler Setzungen bestimmt – der Positionierung und Dimensionierung des Hauses zur Maximierung des nutzbaren Freiraums, dem allseitigen Umgang, der den freien Austritt aus jedem Zimmer ermöglicht, der Definition von Kernzonen, die sich in die Wohnflächen erweitern lassen. Die einzelnen Vor-Festlegungen, die als Standardsetzungen jeweils ökonomisch vorteilhaft sind, erzeugen in der Relation untereinander offene, verhandelbare Räume, erlauben also, eine Freiheit in der Gestaltung der einzelnen Wohnungen und der Gemeinschaftsräume. Indem sie das Machbare und das Allgemeine definieren, schaffen sie architektonische und ökonomische Spielräume.

Während Standardisierung üblicherweise die Verwendung optimaler konstruktiver und ökonomischer Lösungen sowie gesellschaftlicher und typologischer Verallgemeinerungen meint – eine hermetische Mischung aus Erfahrung, planerischer Annahmen, technischem Wissen und gestalterischer Idee – geht es hier um eine situative Festlegung. Diese zielt auf das Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten – auf aus der Situation entwickelten Standards, die die gesellschaftlichen Bedingungen und die Ansprüche der Nutzer sowie die Bedingungen und Bezüge des Ortes umfassen.

Verfahren der Auseinandersetzung

Zwischen den Grundanliegen einer anderen Ökonomie und der Gemeinschaftlichkeit besteht jedoch in der Planungspraxis ein gewisser Widerspruch. Während kostengünstiges und ökologisches Bauen starke planerische Kontrolle, Optimierung und Reduktion bedingen, tendieren Nutzerbeteiligung und das Interesse an gemeinschaftlichen Räumen und Funktionen eher zu Ausdifferenzierung, baulichen Vorhaltungen und zusätzlichem finanziellen Aufwand. Zur Ab-

Standard als stadt- und wohnungspolitischer Anspruch
In einer Situation, in der sich die öffentliche Hand als Akteur zugunsten einer deregulierten, marktorientierten Stadtentwicklung weitgehend zurückgezogen hat, wäre die Frage nach Standardbildung auch auf der Ebene der Förderung und der Etablierung wohnungspolitischer Werkzeuge interessant. Die Vergabe landeseigener Grundstücke in Pacht, die Förderung genossenschaftlichen Wohnungsbaus und die Wiedereinführung eines sozialen Miet-Wohnungsbaus sind die naheliegendsten Forderungen, um der Zuspitzung der stadtpolitischen Situation entgegenzuwirken.

Eine soziale Stadt kann ohne ausformulierte, gemeinsame Ziele und daran gebundene Förderung und Reglementierung nicht entstehen, erhalten oder weiterentwickelt werden. Dabei wird es nicht um eine einzige flächendeckende Lösung gehen, sondern um vielfältige Ansätze in direkter Nachbarschaft, die wirklich die Teilhabe aller erlauben. In der Entwicklung von R50 hat sich gezeigt, dass gemeinschaftliche Ansätze derzeit praktisch nur im Privaten formuliert werden können. Das ist bezogen auf die Vielfalt in der Stadt interessant, bezogen auf deren Konstitution erschreckend. Der Rückzug der Politik aus den Mühlen der Konsens- oder Kompromissbildung ist Kennzeichen dieser Tendenz, in deren Bewegung Baugruppen eingeflochten sind.

Der Konflikt um die Bedeutung von Baugruppen zeigt, dass ohne jede öffentliche Förderung grundsätzliche Alternativen im Wohnungsbau Privatsache bleiben. Eine in irgendeiner Form soziale Stadt wäre damit auf das Kapital und die freiwillige Großzügigkeit einzelner angewiesen und würde nicht als demokratisch legitimer Anspruch existieren. Das wäre aber der Standard, den eine Stadt als Gemeinwesen entwickeln, aushandeln und gewährleisten muss.

Korrespondenz Gemeinschafts- räume R50

Von: Florian

Betreff: Gemeinschaftsräume Mail
Datum: 29. November 2010

liebe baugruppe, zum gemeinschaftsräumetreffen, hier eine stichwortsammlung wg. abwesenheit. leider ohne bilder! dringend sich noch mal alle ideen ansehen, die bei den workshops die meisten punkte erhalten haben, damit die im prozess nicht verloren gehen. da waren: dach für alle, sauna mit umraum, sommerküche, gewächshaus, werkstatt, kinder/jugendlichenkino, raum mit öffnung zur öffentlichkeit, billig soll's werden ... unser projektraum – ist der auch für außenprogramme, bspw. ausstellungen? kino? jedenfalls wird er vor allem auch für zusammenkünfte sein. er sollte denn auch in vielen dingen anders sein – nachgerade luxuriös. luxuriös im sinne von: besonderes konzept! aber auch gute ausstattung. evtl. mit gartenzugang? evtl. über 2 stockwerke! das macht luft! ein gewächshaus – diese atmosphäre mit pflanzen – ich fände es immer noch irre. ein dschungel im treppenhaus. in den projektraum hinein- und in den garten hinauswachsend. ...

Von: Ruth

Betreff: Shared Space Workshop
Datum: 29. November 2010

Dear all, it is a real pity that neither of us can join for the discussion/workshop this evening, but in lieu of that please find below our thoughts about the shared space, as well as a drawing. We wonder



if at this stage it seems important to shift focus from the use of the space and rather consider the spatial tone, modality or attributes of the space – if the divergences for use range from i.e. yoga room to wood workshop it could easily

become a series of autonomous cells where things are somehow repeating their use without ever really being used. What kind of space would support a variety of tonalities of inhabitation? That is to say, it might make sense at this stage to think of the relationships between naming spaces and traversing spaces. We think a lot of these issues of use can also be further supported by organizational structures that highlight the use value without having to specifically prescribe that room permanently as 'play zone' or 'yoga zone' or 'film zone' or 'building zone'. So we wonder about thinking of the 'desire machine' in terms of an atmospheric producer – i.e. what should the space feel like and can we agree on some basic terms for this space that can later be slightly adjusted toward a use or uses. ...

Von: Ariane

Betreff: Re: Treffen Gemeinschaftsräume
Datum: 29. November 2010



As I may also not be able to attend today, I send some drawings. A stair, also as outside sitting space leads from EG common spaces to the square. Right is the summer-kitchen, left the entrance to the Souterrain. The small entrance building shields the square from the street, provides a balcony for 1. OG and could be place of the Food Co-op. An entrance gate marks 'welcome'. On the wall is space for political agitation (a wall paper for interfering with district politics). In the backside between the trees you see the Sauna shag. In front the grill. A huge table on the square provides for sitting space. People play Federball or something. Someone is sawing in front. Then the terrace (you can already see it on top). In the 1. OG one flat for our common spaces. The big stairs leading to the garden. Facing the streets the working rooms. On the right side of the entrance the main multi-use room. Downstairs another multi-purpose room. ...

Von: Silke

Betreff: Re: Treffen Gemeinschaftsräume 2. Termin am 3.12.
Datum: 1. Dezember 2010

Hallo liebe Baugruppe, leider können Gunnar und ich auch am Freitag nicht. Aber nun will ich doch auch noch ein paar Gedanken in den Raum werfen: Dachterrasse oder -garten: finden wir als geselligen Gemeinschaftsraum am wichtigsten, weil am attraktivsten. / Souterrain – EG: finden auch Ruths und Andreas Ansatz gut, den Raum variabel in der Funktion aber eindeutig in der Atmosphäre zu gestalten. / Kinderzimmer: in irgendeiner Art fänden wir auch toll! / Sauna: wo auch immer sie sein wird, ich gehe sehr gerne in die Sauna, freu mich also wenn's eine gibt. Gunnar steht gar nicht auf Sauna! / zum Thema Gewächshaus - Dschungel usw.: Ich mag Pflanzen, aber ehrlich gesagt am liebsten draußen! Wir sind doch alle arbeitende, reisende Selbständige mit Kindern. Wer macht da den Gärtner? / Werkstatt: Gerne! Gerade für die Kinder! ...

Von: Klaus

Betreff: Gedankenskizzen Gemeinschaftsräume – Souterrain + Alternativvorschlag, 2. Treffen
Datum: 1. Dezember 2010

Das Konzept Leben im Gewächshaus wird gedanklich vom Dach nach unten übertragen. Hinderlichkeiten der unteren Räume: weniger natürliches Licht, niedrige Raumhöhe. Kurz: Kelleratmosphäre. Deswegen folgende Ansätze: Hauptraum vorne am Haus, 5,20m Raumhöhe, vollverglast, mit zwei offenen Ebenen und Treppe drin, mit Baum 4m, der die Ebenen verbindet. Hängepflanzen an der Kante der oberen Ebene, die für die untere Ebene eine Art lebendigen Vorhang erzeugen. Die Glasfassade ist schräg, so dass man Regen deutlich sehen und hören kann. Eine oder zwei Regenrinnen werden durch den Raum unter der Decke geführt: dann hört man es innen richtig rauschen bei Regen. Die Rinne speist gleichzeitig den Tank für die Pflanzbewässerung.



Von: Florian

Betreff: Kleine Notiz zum Kochen
Datum: 10. Dezember 2010

liebe architekten, kleines PS zum vergleich mit den gemeinschaftsräumen in der manteuffelstraße: kochen, zusammen essen, etc., was ich da phantasiert habe: danach aber fiel mir auf, dass unsere gemeinschaftsräume sich ja

Von: Maya

Betreff: Marseille 2: Süd Seite-Kita
Datum: 2. Dezember 2010



Von: Clemens

Betreff: Re: R50 GR
Datum: 3. Dezember 2010

liebe baugemeinschaft, die vorschläge für die gemeinschaftsräume finde ich sehr interessant, insbesondere klaus' ausformulierungen. leider war ich nicht beim letzten treffen und werde auch das treffen am sonntag nicht besuchen können. deshalb diese anmerkungen. – ein grosser raum mit 1 oder 2 ebene ist perfekt, er erweitert den psychologischen raum des hauses für die gruppe. – die ideen erinnern mich an das conservatory im barbican in london, kennt ihr das? anbei ein paar bilder. – vielleicht kann man auch nach außen ausgebaute fensterstufen bauen, um den raum zu erweitern. – ebenso bänke, regale im treppenhaus – ich hätte noch einen flügel, den man, falls gewünscht, in einen gemeinschaftsraum stellen kann. – dach: eine kleine kochnische und toilette an der dachterrasse, allgemein finanziert – man sollte soviel wie möglich durch die allgemeinheit finanzieren. dadurch kann man vielleicht nicht ganz so großzügig planen. ...



Von: Florian

Betreff: Kleine Notiz zum Kochen
Datum: 10. Dezember 2010

liebe architekten, kleines PS zum vergleich mit den gemeinschaftsräumen in der manteuffelstraße: kochen, zusammen essen, etc., was ich da phantasiert habe: danach aber fiel mir auf, dass unsere gemeinschaftsräume sich ja

viel mehr nach AUSSEN wenden sollen. das wird sie unterscheiden von der manteuffel, wo sie mehr „große familie“ sind, und nach innen gewandt. das braucht andere features als einen großen herd. ...

Von: Klaus

Betreff: Stellungnahme AG GR zu den 2 vorgestellten Varianten
Datum: 27. Dezember 2010

Die Arbeitsgruppe Gemeinschaftsräume wurde aufgestellt, um herauszufinden, ob die Verlegung der Gemeinschaftsräume vom Dach ins Souterrain gleichwertig bzw. eventuell sogar ein Gewinn sein kann. Die Planung für das Souterrain sieht zwei Varianten vor, die mit unterschiedlichen Ansätzen versuchen, den Raum im Souterrain für die Gemeinschaft zu entwickeln. Wir sehen in beiden Varianten Defizite auf räumlich-funktionaler Ebene und auch bei der Raumqualität und Atmosphäre. Für Variante 2 können wir uns unter dem Vorbehalt gewisser Änderungen entscheiden. Wir glauben, dass ein Gemeinschaftsraum im Souterrain sich aus dem doppelt hohen Raum auf der Ecke am vielfältigsten entwickeln lässt und die funktionalen und räumlichen Ansprüche von uns als Baugruppe entsprechend umsetzen kann. Im Detail:

Argumente gegen Variante 1: Der tiefer gelegte Raum scheint uns keine angemessene Antwort auf die Interessen der gesamten Gruppe und den konkret erarbeiteten Vorstellungen und Alternativen der AG Gemeinschaftsräume zu sein. Er erscheint uns im Großen und Ganzen indiskutabel. – Das „Kellergefühl“ wird in dieser Variante nicht aufgelöst. Gefühlt ist der gesamte Körper unter der Erde, der Blick auf Böschungen und auch die Raumhöhe von 3 Metern lösen dies nicht auf.

– Ein „Pflanzenkosmos“, der die Raumatmosphäre bestimmt, ist eine wichtige Dimension. Er scheint in dieser Version mangels Höhe und Licht gar nicht möglich. – Der Raum wirkt monoton, vielfältige Nutzungen sind nur schwer vorstellbar. Eine „Fantasy“ stellt sich nicht ein.

– Für die Kinder ist dieser Raum wenig attraktiv. Insbesondere gibt es keine Möglichkeiten, Spiel- und Klettermöglichkeiten in die Höhe einzurichten. – Der Bezug zur Straße und ein Sicht-Bezug zum Garten fehlt. – Der „Werkhof“ scheint uns keine besondere Qualität zu haben: er liegt unter dem Straßenniveau und wird meist verschattet sein.

– Alles in allem wirkt Variante 1 weder spannend/lustig/heimelig/atmosphärisch genug für unsere Gemeinschafts-Ziele, noch dass sie sich wirklich offen zur Straße und der Umgebung verhält.

Argumente für Variante 2: Diese Variante hat den Vorteil, dass sie einen deutlichen räumlichen Bezug zur Straße hat und sogar einen direkten Straßenzugang bietet. Ein weiterer Zugang zum Haus ist ein klares Statement und ermöglicht neue und spannende Verknüpfungen. – Die teilweise Zweigeschossigkeit ermöglicht eine gute Belichtung und eine spezifische Atmosphäre im Vergleich zu den Wohnungen. – Man kann für die Kinder Spiel- und Klettermöglichkeiten in die Höhe einrichten – Die südliche Ausrichtung des doppelgeschossigen Raums auf der Hausecke gewährleistet eine optimale Besonnung: Das spart Energie und schafft eine besondere Atmosphäre.

Von: Nina

Betreff: Abstimmung Gemeinschaftsräume
Datum: 30. Dezember 2010

Hallo liebe Planer + liebe Gruppe, wir stimmen für Variante 2. Der zweigeschossige Gemeinschaftsraum hat unserer Meinung nach mehr Potential, tatsächlich intensiv genutzt zu werden. Besonders mit Begrünung und viel Glas am Fassadenteil könnte ein besonderer Ort entstehen, in dem man sich gerne und häufig, zusammen oder allein aufhält. Für Variante 2 spricht unserer Meinung nach außerdem, dass dieser Raum z.B. als kleines aber sehr attraktives Ladenlokal, Galerie oder Projektraum vermietet werden könnte (auch vorübergehend, um Geld einzunehmen oder um irgendwelche anderen

das Haus betreffende Projekte zu finanzieren). Sehr wichtig ist für uns im Interesse aller, dass die Variante nicht große unerwartete zusätzliche Kosten für die Hausgemeinschaft verursachen würde. ...

Von: Tim

Betreff: Meinung Imke und Tim – Gemeinschaftsraum
Datum: 30. Dezember 2010

liebe planer, wir stimmen natürlich für eure variante nummer 1. am liebsten ohne diskussion. ha. mini-begründung: die quadratmeter der variante 1 sind mehr als genug! / werkhof-lösung: super! / 3 meter raumhöhe-lösung: super! / zugang direkt von der strasse ist für uns eher problematisch. / kosten (zusätzliche wohnung wäre futsch, treppe-eingang-souterrain-erdgeschoss würde gespart werden ...) / wir sind für einen privaten keller, aber gegen pflanzenberge im haus / wir sind nicht für einen „dauer-warmen-riesenraum“ ... eher klein aber fein. könnte so leicht sein: auf dem dach ...

Von: Ruth

Betreff: Shared Space
Datum: 31. Dezember 2010

Hi, we vote for "Variante 2" (double height space) as we feel it offers a more specific extension to the modalities of the spaces in the individual apartments. Further, we would like to express our continued interest (and value) of taking seriously the concept of the role of the plants. We think it makes sense to even think about calling the room "The Plantroom" as to very strongly claim something specific about the space. But beyond that we also think the plants should be calculated in the budget as well as taken into consideration as a way to approach the construction, that they are not additive/decorative but a strongly present quality in the room. Attached here are two photos form Scharoun's Wintergarten in Haus Schmincke that we think could be really helpful in indicating what we mean, it works so well here! ...



Von: Christian

Betreff: Re: Abstimmung Gemeinschaftsräume
Datum: 31. Dezember 2010

Hallo Gruppe, wir stimmen ab für Variante 1, die uns von der Tendenz her richtiger erscheint. Den angedeuteten Lobby-Charakter finden wir gut und passend für das Haus – der Gemeinschaftsraum könnte so auch bei quasi Nichtbenutzung funktionieren. Es stellt sich auch die Frage, für was der Gemeinschaftsraum überhaupt benutzt werden soll – abgesehen von den jetzt schon definierten konkreten Szenarien wie Arbeiten, Gästewohnen, Werkstatt, Sauna und vielleicht Turnen/Yoga mutet diesem Raum bis jetzt noch so ein diffuser Projektraum-Charakter an – vielleicht ist das gar nicht für jeden interessant, oder muss noch genauer beschrieben werden. Uns erscheint die projektierte Fläche zum jetzigen Stand als eher zu groß. Überzeugend an der ersten Variante finden wir aber eben auch nicht zuletzt ihre Ökonomie, in dem Sinn, dass eine ganze Einheit mehr untergebracht werden kann. ...

Von: Florian

Betreff: Mögl. Gartenabgang :-)
Datum: 6. Januar 2011



Von: Katja

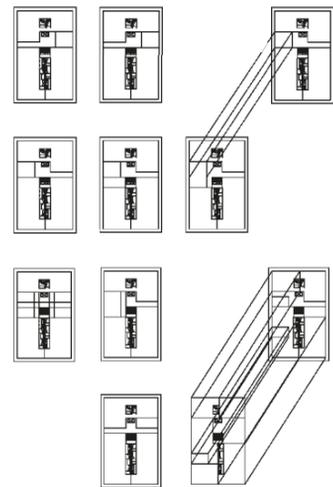
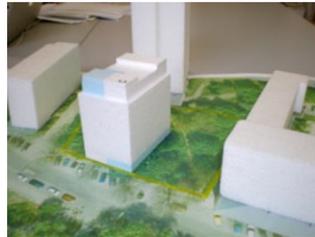
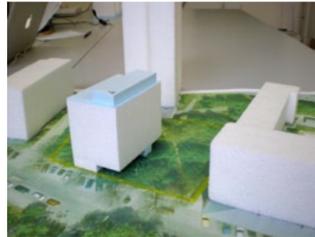
Betreff: 3
Datum: 11. Januar 2011

liebe planer, nur kurz: finde es ganz große klasse wie ihr variante 3 aus dem ärmel gezaubert habt und damit luft in vielerlei hinsicht. raum und zeit et al. glückwunsch und danke. katja

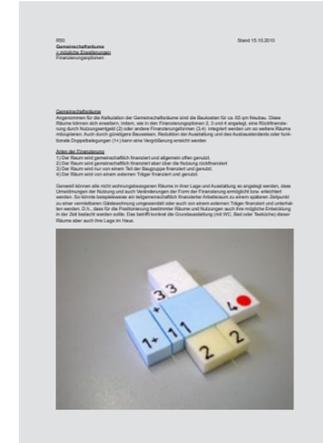
Abstimmungsergebnis Funktionen und Gemeinschaftsräume / Prinzip der Schalräume und Variationsmöglichkeiten der Wohnungszuschnitte



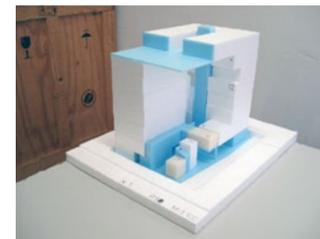
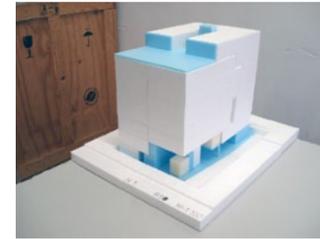
Modellstudien zur Lage der Gemeinschaftsräume auf dem Dach und im Souterrain



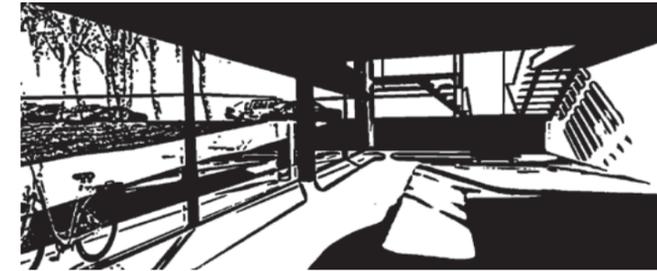
Veranschaulichung der ökonomisch-organisatorischen Dimension und der Erweiterbarkeit der Gemeinschaftsflächen



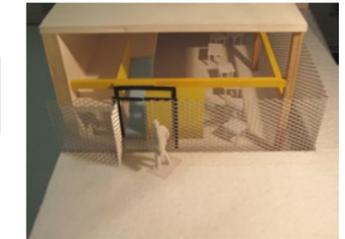
Räumlicher Zusammenhang der Gemeinschaftsflächen



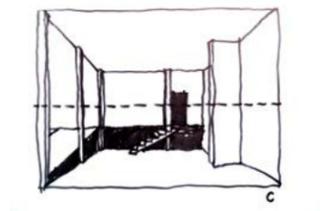
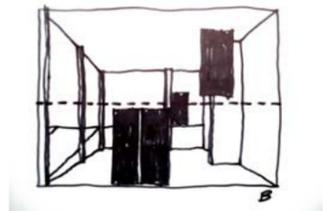
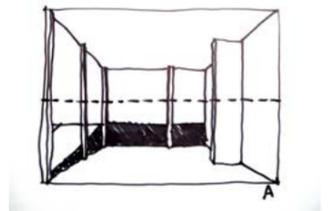
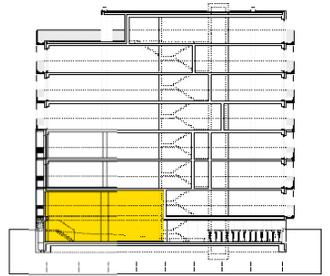
Innenraumperspektiven der Gemeinschaftsraumvarianten 01 und 02 im Souterrain



Ausschnittmodelle beider Varianten



Schematischer Schnitt und Skizzen zur Kapazität des nutzungs-offenen Gemeinschaftsraums



Schalräume, Gemeinschaftsraum, Stadtbezug und Selbstausbau

Während die ursprünglichen Etagen-Schalräume die Frage der gemeinschaftlichen Nutzung noch ausschließlich auf die Ebene der Hausgemeinschaft bezogen, wurden die gemeinschaftlichen Flächen nun zusammengefasst und vor allem über ihre Lage im Haus und zur städtischen Umgebung neu bestimmt. Zugunsten einer stärkeren Veröffentlichung wurde ein nutzungs-offener Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss mit direktem Bezug zur Straße

und zur Nachbarschaft verortet. In diesem Entscheidungsprozess wurde auch ein zwischenzeitlich diskutiertes, wesentlich privateres Experimentierfeld auf dem Dach zu Gunsten dieser stadtbezogener Alternative verworfen. Neben den wohnungserweiternden Umgängen, die als Gemeinschaftseigentum an das Treppenhaus angeschlossen und somit potenziell allgemein zugänglich bleiben, und dem Garten bildet eine Dachterrasse

einen weiteren, bewusst nicht näher spezifizierten Ort der Gemeinschaft. Diese wird um eine durch den raumbildenden Dachüberstand entstehende Zone ergänzt, die einem späteren informellen Selbstausbau als Sommerküche, Gewächshaus, Bar oder Aufenthaltssraum zur Verfügung steht. Der doppelgeschossige Gemeinschaftsraum im Souterrain, zu dessen Gunsten die Fläche einer Wohnung aufgegeben wurde, wird als aus- und umbau-

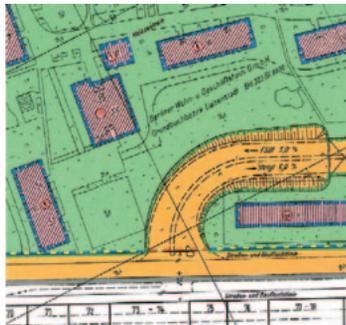
fähige Vorhaltung im Substandard außerhalb der energieeffizienten Gebäudehülle ausgeführt. Er ist zunächst lediglich durch seine Dimension und seine direkte Zugänglichkeit zur Ritterstraße charakterisiert. Ein kleines, dafür vorgehaltenes Ausbaubudget ermöglicht erste räumliche Anpassungen und Ausstattungen dieses aneignungsoffenen und verhandelbaren Raumangebots. Der Gemeinschaftsraum ist somit zunächst als gemeinschaft-

liche Planungs- und Ausbauoption beschrieben. Die zeitliche Entkoppelung vom Planungsprozess des Hauses ermöglicht eine verzögerte Entscheidung über seine detaillierte Ausgestaltung. Die an den sozialen Prozess der Hausgemeinschaft gebundene Entwicklung und Spezifizierung vorstellbarer gemeinschaftlicher Aktivitäten, die architektonische Beschreibung innerhalb eines partizipativen Entwurfsprozesses sowie deren Umsetzung im

Rahmen der Bauausführung oder im Selbstbau werden so gewährleistet. Nur minimal notwendige und unaufwändige planerische Setzungen charakterisieren diesen Ort. Der einfache Standard ist hier nicht nur ökonomisch nötig, sondern stützt auch ein soziales Prinzip, das einen gemeinsamen Prozess der Entscheidungs- und Formfindung strukturiert und ermöglicht.



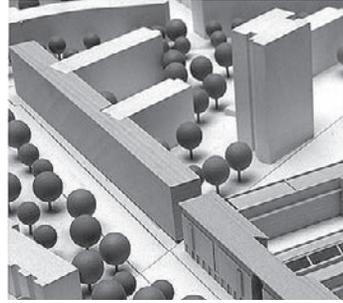
Darstellung der Grundstücksstruktur und der Bebauung um 1910 im Straubeplan



Gültiger Bebauungsplan mit in den 1970er Jahren geplanter Autobahnabfahrt auf dem Grundstück



Straßenfest in der Admiralstraße 1983, Instandbesetzung in Kreuzberg als Ausgangspunkt der behutsamen Stadterneuerung im Kontext der IBA-Alt



Modellausschnitt mit Zielvorgabe des Planwerks Innenstadt, Berliner Senat 1999



dramatischere Privatisierung des ehemaligen sozialen Wohnungsbaus toleriert. ... > weiter auf Seite 8

ARCH+ features

Diskursplattform von ARCH+ und Siedle

Impressum

Verlag: ARCH+ Verlag GmbH
Redaktion: Nikolaus Kuhnert und Anh-Linh Ngo
Texte und Abbildungen: ifau und Jesko Fezer, Heide & von Beckerath
Baugruppe R50, Maya Schweizer
Art Direction: Mike Meiré
Design: Tim Giesen, Tobias Tschense
Druck: Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin
Lithografie: max-color, Berlin

Mit der Reihe ARCH+ features führt ARCH+ die Nachwuchsförderung in den Bereichen Theorie und Praxis in einem Programm zusammen. In regelmäßiger Folge stellt ARCH+ ausgewählte Büros oder einen Autor bzw. eine Autorin vor, die sich in besonderer Weise mit den gegenwärtigen Produktionsbedingungen von Architektur auseinandersetzen.

ARCH+ features – Experimentierraum für junge Gegenwartsarchitektur und Architekturkritik – wird von Siedle als Initiativpartner und weiteren Förderern ermöglicht. Mit der Reihe setzen ARCH+ und Siedle zudem den im ARCH+ Schwellenatlas begonnenen Schwellendiskurs fort.

Initiativpartner **SSS SIEDLE**

Förderer **FSB vitra sedus Eternit**

Medienpartner **architekturclips**

